



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

höchlichst über die so seltsam kostümierte Nachbarschaft und über die Schüsse, die von einem unsichtbaren Schützen immer aus einem andern Fenster, aber immer mit demselben fragwürdigen Erfolg abgegeben wurden.

Sie hatten jedoch ihre ursprüngliche Absicht keineswegs aufgegeben. Das zeigte eine Wiederholung des Experiments mit dem Hebel, die sie in der nächsten Nacht vornahmen. Das ängstliche Gurren des Schweines, das sich in seiner Ruhe gestört fühlte, machte unsern Freund auf die unheimliche Thätigkeit der Belagerer aufmerksam. Er schlich sich ans Fenster, belud das Brett wieder mit einer gehörigen Last Steine und sandte auf die Köpfe der Angreifer einen so wuchtigen Gruß hinab, daß sie sich schleunigst zurückzogen und von nun an die Thür ängstlich mieden. Zu seinem Bedauern vermochte sich der Belagerte keine Gewißheit über die tatsächliche Wirkung des Wurfs zu verschaffen; seiner Überzeugung nach mußten jedoch zum mindesten drei der Angreifer erschlagen oder tödlich getroffen worden sein.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Erinnerung an die Tage der badischen Freiheitsbewegung. Am Nachmittag des 23. Julius 1849 streckte die Besatzung von Rastatt nach dreiwöchiger Belagerung durch die Preußen vor dem Niederbühler Thore die Waffen. Der badische Aufstand war damit beendet, und das Loß der meuterischen Truppen, aufrührerischen Volkswehren und Freischärler besiegelt. Auf Gnade und Ungnade hatten sie sich ergeben. Der Tod auf dem Sandhaufen und entehrende Zuchthausstrafen warteten ihrer, als die Kriegsgerichte zur Aburteilung der „Menschen,“ die der damalige Prinz von Preußen bei ihrem Auszuge aus der Festung nicht hatte „sehen wollen,“ zusammentraten.

Von den leidensvollen Tagen, die den gefangnen Empörern beschieden waren, giebt ein Schriftstück aus jener Zeit beredte Kunde, das mir im vergangnen Herbst auf einem Ausflug in den Westerwald der Fabrikant Wilhelm Richter in Hachenburg mit dankenswerter Freundlichkeit auf meine Bitte zur Veröffentlichung in den Grenzboten aus seinem Besitz überlassen hat.

Der Inhalt der beiden vergilbten Bogen groben Handpapiers lautet wörtlich wie folgt:

In Düsseldorf habe ich mich bei dem Aufstand von dem 9. auf den 10. May bethheiligt, wurde deshalb in der Cölner Zeitung unter dem 23. May steckbrieflich verfolgt und bin, obschon die Dampfboote sehr streng controlirt wurden, als Kellner verkleidet nach Mannheim gekommen. In der Rheinpfalz wurde ich Adjutant bei Willich; meine Frau, als Amazone verkleidet, machte den Feldzug mit. In Eppingen auf der Retirade wurden wir abgeschnitten, entkamen aber glücklich über die Württembergische Grenze, wurden jedoch in Lauffen, als wir gerade im Begriff waren, nach Stuttgart zu fahren, arretirt mit noch einem Freischärler. Ich ging auf den Hof, sprang über die Mauer und kam glücklich nach Stuttgart. Dort wandte ich mich an den Regierungsrath Schoder, und in zwei Tagen war meine Frau frei.

Auf der Retirade hatte ich sehr werthvolle Sachen versteckt: Zwei Büchsen, die wir von Willich bekommen aus dem Herzoglichen Museum, mit Gold beschlagen, damascirte Pistolen p.p.; kurz, trotz allem Abrauthen bestand ich drauf, die Sachen zu holen. Meine Frau blieb in Stuttgart, und ich ging nach Eppingen, um die Sachen zu holen und dann nach der Schweiz zu reisen.

Jedoch die Vorsehung hatte es anders beschlossen: In Eppingen wurde ich arretirt und mit vier Gensdarmen nach dem Hauptquartier der Preußen zu Carlruhe eskortirt. Dort habe ich achtzehn qualvolle Tage zugebracht. Als ich vor den Auditeur kam, hörte ich den Oberst von Frankenstein sagen: „Bewahren Sie mir nur den Kinkel gut; die Kerls gehören in Ketten und Bänden!“

Was wir im Gefängniß zu Carlruhe gelitten, ist keine Feder im Stande zu beschreiben. Die deutsche Sprache hat kein Wort dafür, diese infame Behandlung zu bezeichnen, die uns zu Theil wurde. Das Essen bestand aus einem Pfund schwarz Brod; Mittags dünne Hülsenfrüchte und Abends Wassersuppe. In einem Zimmer von 7 Fuß Breite und 12 Fuß Länge saßen 5 bis 6, auch 7 Personen auf einem halbfaulen, von Ungeziefer wimmelnden Strohsack; das Meublement bestand aus 6 Schüsseln und 2 Löffeln und dem Nachstuhl, der auch als Tisch diente. Die Luft war verpestet, und nun die infame Behandlung! Kam so ein preußischer Offizier, so hieß es: „Aufstehen! Ihr Hunde gehört in Eisen und Ketten!“ „Jetzt kannst Du studiren, Pfaff!“ sagten sie zum Pfarrer Schlatter, welcher Mitglied der konstituierenden Versammlung gewesen. Kurz, alles wurde uns versagt. Kein Handtuch, kein Waschwasser! Keine Wäsche konnten wir wechseln. Hundertmal wünschten wir uns den Tod!

Am 16. dss. Mts. wurde ich Morgens 9 Uhr mit einem polnischen Offizier von 2 Gensdarmen und 4 Soldaten nach dem Ständehaus eskortirt. Hier war das Untersuchungsgericht. Man hatte nach Düsseldorf geschrieben. Von dort war ich stark gravirt. Es hieß, ich sei Landwehrmann, Hauptbetheiligter beim Aufstand gewesen, würde deshalb steckbrieflich verfolgt. Dann lag eine Quittung vor, die man in meinem Portefeuille gefunden, über 70000 Zündhütchen, die ich dem Bürgerdictator Gögg geschrieben und vergessen abzugeben, dann mein Abschied von Schleswig-Holstein und mein Attest aus dem Central-März-Verein, wo ich 4 Monat als Gehülfe gearbeitet, von Nabeaux, Simon und Schüler unterzeichnet, dann die Büchsen aus dem Museum, dann eine Zeitung, wo wir beschrieben, als Willich, meine Frau und ich in Carlruhe einrückten und von Brentano abgeholt wurden. Kurz, am Schluß sagte der Auditeur: „Sie werden wahrscheinlich standrechtlich erschossen; diesen Nachmittag wird Ihnen das Urtheil publicirt.“ Ich erwiderte: „Ich werde als Mann zu sterben wissen und Sie, meine Herrn, werden über kurz oder lang an Laternenpfähle gehangen.“

Um 3 Uhr Nachmittags wurde ich und drei Badenser von einem Gensdarm und vier Soldaten nach dem Ständehaus gebracht, wo mir das Urtheil publicirt werden sollte. Unter dem Ständehaus geht es links die Treppe hinauf; dort ist gleich das Untersuchungszimmer für die Badenser. Der Gensdarm blieb mit den drei Badensern dort und bedeutete mir, in den Gang zu gehen, wo ich Morgens gewesen. Der Gang stand voller Preußen. Der Gensdarm glaubte, ich könnte aus dem Gange nicht fort, blieb also ruhig am Anfang des Ganges, ohne mich den Preußen zu übergeben. Der Obrist von Frankenstein kam mir gleich nach; er war Präses der Verurtheilungskommission. Als derselbe ins Zimmer trat, sah ich drei Offiziere und den Auditeur in Galauniform. Ich sagte zu einem Posten: „Darf ich eintreten? Ich bin Zeuge.“ Derselbe erwiderte: „Nein, gleich kommt ein Preuße; der wird standrechtlich verurtheilt; den sollen wir abholen.“ Da dachte ich „entweder oder.“ Ich ging ruhig durch die Preußen bis an das Ende des Ganges, schloß die Thür auf, hinter mir ab und ging über den Hof. Die Preußen lagen im Fenster, vermutheten in mir, da der Gensdarm mich ihnen nicht übergeben und ich anständig gekleidet, keinen Arrestanten. Unter dem Thor begegnete mir der Gensdarm, der mich Morgens transportirt. Der frug, wohin. Ich erwiderte: „Ei, wissen Sie denn noch nicht, daß ich frei bin?“ Der Gensdarm gab

mir die Hand. Ich sagte: „Leben Sie recht wohl!“, war aus dem Thor, durch drei bis vier Straßen im Galopp, in die erste Droschke und in fünf Minuten vor dem Thor im Thiergarten.

Im Thiergarten accordirte ich mit dem Kutscher. Derselbe brachte mich glücklich durch Militair Nachts 1 Uhr auf die Württembergische Grenze. In Pforzheim wurden wir von den Preußen angerufen, es war Nachts 11 Uhr, mit „Halt, wohin?“ Der Kutscher sagte: „Nach Willbad ins Württembergische einen Herrn abholen.“ Ich lag unter dem Spritzenleder, mit des Kutschers Mantel zugedeckt. Um zwei Uhr saß ich im Omnibus und war um 6 Uhr bei meiner Frau und Freunden zu Stuttgart, wo man mich rettungslos verloren gegeben. Edle Menschen hatten meine Frau unterhalten, ihr auch, da sie bei ihrer Arretirung nichts als ein Reitkleid hatte, Kleider gegeben. Man gab uns gleich ein anständiges Reisegebel, eine Empfehlung nach Lüttich, wo ich wahrscheinlich placirt werde. Ich „fand“ einen Paß. Wir sind nun über Heilbronn, Mergentheim, Würzburg, Hanau, Butzbach, Gießen, Wezlar, Dillenburg und Hachenburg glücklich in Altenkirchen angekommen und beabsichtigen von dort über Bonn und Köln nach Lüttich zu gehen. Altenkirchen, den 28. July 1849. Julius Müller aus Düsseldorf.

Wiesbaden

H. Koerner

Von der Venus von Milo und vom Diskobol. Der geistvolle und bissige französische Consul Fauvel schrieb am 18. September 1822, wenig Jahre nach dem Auffinden der Venus von Milo, aus Athen: *Comme cette admirable Vénus ne tient pas sa pomme dans sa main, c'est sans doute qu'elle l'aura jetée à son tour dans l'arène archéologique pour y ranimer la discorde.* In der That hat der Streit um die kunsthistorische Klassifizierung der Melischen Göttin — an ihrer Schönheit hat noch niemand gezweifelt — und um die Art ihrer Restaurierung noch nicht geruht, und er ist jetzt lebhafter als je: die Franzosen (aber auch zahlreiche deutsche Gelehrte) möchten in ihr ein Werk des Praxiteles oder seiner Schule, die Vertreter der andern Ansicht, an deren Spitze der Münchner Archäologe Furtwängler steht, ein Werk der späthellenistischen Zeit, so um 100 v. Chr. herum, sehen. Die dreihundert Jahre Differenz haben schon viel Papier und Druckerschwärze erfordert. Mit der Venus von Milo sind seiner Zeit zwei Hermen, eine härtige und eine jugendliche, und drei Inschriften gefunden und ins Louvre-Museum gebracht worden. Die eine Inschrift trug den Namen des Künstlers, Agelandros oder Alexandros aus Antiocheia am Maiander. Zeichnungen aus der Zeit des Fundes geben die Sicherheit, daß die abgebrochne Inschriftplatte zu der Plinthe der Venus paßte: die Inschriftplatte ist verloren. Eine zweite Inschrift stand über der Nische (andre sagen, es sei ein Kalkofen gewesen), in der man die Venus fand: es war eine Weihinschrift, womit ein gewisser Bakchios, ein Unter-gymnasiarch, dem Hermes und dem Herakles diese Egedra und noch etwas, vielleicht gerade die Venus, stiftete: die Inschrift ist verloren. Endlich gab es noch eine dritte Inschrift, wodurch Theodoridas, der Sohn des Laistratos, dem Hermes etwas weihte; da auch diese Inschrift verloren war, so muß man es dem Pariser Archäologen Reinach gutschreiben, daß wir sie kennen gelernt haben. Die Inschrift war zur Zeit des Fundes mit einer dazu gehörigen, der härtigen Herme, gezeichnet worden, und Reinach hat sie vor einigen Jahren enträtselt. Diese verloren gegangnen Inschriften haben Mißtrauen erregt, sodaß man sogar von absichtlicher Entfernung sprach. Denn die Künstlerinschrift würde, da Antiocheia am Maiander erst 250 gegründet worden ist, den Künstler — andros weit ins hellenistische Zeitalter verweisen, was den Franzosen, die auf Praxiteles schwören, gar nicht paßte. Aber es scheint doch, daß die Inschriften in den Ateliers der Restaurateure des Louvre verstellt oder umgearbeitet worden sind. Denn die erwähnte Theodoridas-Inschrift hat

sich vor kurzem wieder eingestellt, und die härtige Herme paßt vorzüglich herein. Inschrift und Herme sind nun sicher auf die Zeit zu deuten, aus der die Gelehrten des Louvre ihre Perle gern her hätten: Ende des fünften, Anfang des vierten Jahrhunderts. Dazu hatte derselbe Theodoridas schon einmal in Melos etwas gestiftet, und zwar einen Poseidon; nun hat man in Melos auch einen Poseidon gefunden, der in der Technik der Venus ganz gleichartig ist. Kein Zweifel mehr für die Franzosen: Venus und Poseidon gehören zusammen, Poseidon ist von Theodoridas Anfang des vierten Jahrhunderts gestiftet, folglich ist auch die Venus aus dieser Zeit. Und da Venus und Poseidon in keinem besonders intimen mythologischen Verkehr stehn, so hat Reinach die geistvolle Hypothese aufgestellt, die Venus von Milo sei eigentlich eine Amphitrite, die Gattin des Poseidon. Jetzt kommen jedoch die deutschen Aber: Theodoridas hat gewiß einen Poseidon gestiftet; wer sagt aber, daß es gerade der der Venus gleichartige ist? sie sind doch nicht zusammen, wenn auch nahe bei einander gefunden worden. Jedenfalls ist der Poseidon am Meere, die Venus im Innern gefunden worden; sie sind wohl aus derselben Periode, aber nichts beweist, daß sie zusammen aufgestellt waren. [Über diesen Fund am Meeresstrande hat Conze in dem gerade erschienenen archäologischen Anzeiger Seite 18 und 19 die Vermutung ausgesprochen, diese Werke möchten gerade zum Zweck des Weitertransports an das Ufer gebracht worden sein. Dann könne der Poseidon mit dem jetzt bei dem Melos gegenüberliegenden Antikythera aus dem Meeresgrunde hervorgeholten hervorragenden Antiken (Bronzen) zu einem Transport gehört haben.] Die Widmungsinchrift, wodurch irgend ein Poseidon durch Theodoridas gestiftet wurde, und der melische Poseidon sind durch zwei bis drei Jahrhunderte getrennt; die andre mit der Venus gefundene Theodoridasinschrift geht diese nichts an. Vor allem aber kann doch nach der von einem gewissen Debay gezeichneten Platte mit der Künstlerinschrift, die mit der Bruchfläche genau der Bruchfläche der Venusplintze angepaßt werden kann, der Künstler sich nicht „aus Antiocheia,“ das im dritten Jahrhundert erst gegründet ist, nennen, wenn er anfangs des vierten Jahrhunderts die Venus geschaffen haben soll, was die Franzosen möchten. Löwy (Inschriften griechischer Bildhauer, S. 210) setzt die Inschrift sogar erst in das Jahr 100 v. Chr. Und ein gewichtiger Eideshelfer für die Datierung der Inschrift auf etwa 100 v. Chr. ist in diesen Tagen in unserm ausgezeichneten Inschriftenkenner Hiller von Gaertringen erstanden, der im Hermes 1900, II denselben Alexandros — so heißt es jetzt definitiv — aus Antiocheia am Maiander in musischen Siegesinschriften von Thespiai zweimal für diese Zeit nachweist. Über diese Inschrift kommt man nicht weg (man will sie auch so erklären, als ob zu der Zeit des Künstlers das Praxitelische Werk restauriert worden wäre); aber die stilistischen Eigenschaften des herrlichen Werkes sind auch nicht so ausgeprägt, daß man mit Bestimmtheit sagen könnte, die Venus von Milo sei unbedingt nicht aus der Zeit des Praxiteles. So müssen sich die Archäologen weiter streiten, doch die Welt darf sich an der melischen Göttin, sei sie Aphrodite oder Amphitrite, nur erfreuen, namentlich so lange man die Restaurierungen nur auf dem Papier oder im Atelier versucht. —

„Es ist eine wahre Kalamität, daß unter den bekannten Nachbildungen des Myronischen Diskobols eine von den besten und dazu die einzige, welche ihren ursprünglichen Kopf wohl erhalten auf den Schultern trägt, seit Jahrzehnten mitten in Rom gleichsam wieder eingegraben ist. Nur ganz selten noch kommt sie vereinzelt Fachgenossen auf flüchtige Momente zu Gesicht, eine Günst, die auch mir zu teil geworden ist.“ So schreibt der Leipziger Archäologe Franz Studniczka in einem trefflichen Aufsatz „Zum myronischen Diskobol“ in der Zeitschrift für Otto Benndorf Seite 163 (Wien, 1898). Er war infolge außerordentlicher Empfehlungen 1893 in der Lage, die Statue zu studieren und Messungen an ihr vorzunehmen; auch konnte er den Kopf des Diskobols in großer photographischer Profilsansicht

veröffentlichen, die allerdings nicht nach der Originalplatte gemacht ist, von der es überhaupt nur zwei Abzüge giebt, sondern nach dem einen, ihm von Helbig überlassenen Abzug. Doch entspricht dieser Kopf durchaus nicht den heutigen Anforderungen, wie Photographien überhaupt ein kümmerliches Hilfsmittel sind. So wäre das herrlichste uns überkommene Bildwerk Myrons der richtigen wissenschaftlichen Untersuchung und künstlerischen Betrachtung durch die Engherzigkeit des jetzigen Besitzers im Palaste Lancelotti in Rom, wohin es aus dem Palazzo Massimi alle Colonne gekommen ist, gänzlich entzogen, wenn nicht ein günstiger Zufall die ganze Statue im Gipsabguß wenigstens zugänglich machte. Die Archäologie kennt (siehe Studniczka bei Benndorf) fünf Exemplare des Kopfes des berühmten Diskobols. Aber die Köpfe in Basel, der Sammlung Catajo, im Berliner Museum und im vatikanischen Garten können den Vergleich mit dem Lancelottischen Kopf, der der beste und dazu einzige ist, der noch mit dem Rumpf von altersher zusammenhängt, nicht aufnehmen. Auch ein in Rom gefundener Abguß einer modernen Kopie der Statue hat nicht viel Wert.

Als nun Furtwängler im vorigen Sommer mit dem französischen Archäologen Salomon Reinach die neu installierte Abgussammlung im Louvre besuchte, zeigte ihm dieser einen Kopf, der als *tête de Pan, style de Polyclète* im Museum figurierte, und fragte Furtwängler, ob er das unbekannt Original kenne. Sofort erklärte der Münchner Gelehrte, der sich von der Photographie her erinnerte, es sei der Kopf des Diskobol Lancelotti. In Paris hatte man die beiden auf dem Haare über der Stirn liegenden Puntelli (Wuckeln, Boffen, die der Künstler als Richtpunkte so lange als möglich stehn läßt) fälschlich für Hörnchen genommen und deshalb an Pan gedacht. Da der Abguß im Louvre käuflich ist (die Formerei des Louvre führt ihn Nr. 1402 als *tête de Mercure* auf), so kann man jetzt den Kopf des Diskobol Lancelotti auf die Vatikanische Diskobolstatue setzen und sich so die wunderbare Schöpfung Myrons annähernd vergegenwärtigen. Denn wie Furtwängler in den gerade jetzt erschienenen Sitzungsberichten der philosophisch-philologischen und der historischen Klasse der bayrischen Akademie der Wissenschaften feststellt, ist kein Zweifel, daß der Pan oder Mercure des Louvre in der That ein in frühern Jahren gemachter Abguß des Lancelottikopfes ist: er zeigt am linken Brauenrande eine kleine und auf der rechten Oberkopfhälfte hinter dem Puntello der rechten Kopfseite eine größere Verletzung; eben diese Verletzungen kann man an denselben Stellen auf der Photographie der Lancelottistatue erkennen, die jetzt also am Abguß wenigstens, auf solche Weise im Gips zusammengesetzt, in ihrer Gesamtwirkung studiert werden kann und auch schon mit Erfolg studiert wird.

Myrons Diskobol war bekanntlich ein Bronzewerk. In einem Aufsatz der *Revue archéologique* November-Dezember 1900 (*Le type féminin de Lysippe*) hat Reinach eine interessante Hypothese über antike Kopien nach Bronzen, wie wir sie beim Diskobol vor uns haben, und solche nach Marmorwerken aufgestellt. Da man schon in frühen Zeiten — seit dem vierten vordhriftlichen Jahrhundert; Plinius schreibt dem Hysistratos, dem Bruder Hysipps, die Erfindung zu — Gipsabgüsse machen konnte, so sind Kopien nach Bronzen im Verhältnis zum Original einerseits sicherer und genauer, andererseits auch häufiger. Denn der übermalte Marmor wurde zu Abgüssen nicht hergegeben, die ihm hätten schaden können, während Bronzen ohne Nachteil dem Abgußverfahren unterworfen werden können. Nach Abgüssen konnte der Kopist gut und sicher arbeiten; und Reinach meint, daß man aus der Häufigkeit erhaltener Kopien auf ein Bronzeoriginal schließen könne. Übrigens hat der Ruhm der Exklusivität, die für den Diskobol Lancelotti behauptet wird, den Besitzer des Kopfes der Sammlung Catajo angesteckt: die jetzt nach Wien gekommene große Sammlung Catajo — 167 Nummern nach Dütschke, Antike Bildwerke —, die Eigentum des Erzherzogs Franz Ferdinand ist, ist in Wien gerade so

unzugänglich wie der Diskobol in Rom. Das noblesse oblige scheint als Wahlspruch nur noch bei den Tiergartenmillionären zu gelten. Die hatten jetzt ihre kostbaren Sammlungen, wenigstens gegen Entree zu mildem Zwecke, dem Publikum geöffnet.

III.

Pyramus und Thisbe, ein moralisch Stück. Wer hat sich wohl nicht schon an dem lustigen Müsselspiel in Shakespeares Sommernachtstraum ergötzt? Und möglicherweise hat auch schon irgend eine historische deutsche Bühne oder ein Verein die „Absurda Comica oder Herr Peter Squenz, Schimpfspiel von Andreas Gryphius,“ aufführen lassen, worin Shakespeares derbe Handwerkerzonen, die der Professor Daniel Schwenker zu Altdorf, der Mutterstadt der Erlanger Universität, schon im ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts aufgeführt hat, so trefflich nachgefühlt sind. Die lustige Seite von dem traurigen Ende oder wie Shakespeare sagt „die spaßhafte Tragödie“ von Pyramus und Thisbe wird also bekannt genug sein. Daß der mythologische Stoff auch zu Trauerspielen und ersten Dperntexten benützt worden ist, ist selbstverständlich. Das siebzehnte Jahrhundert kennt drei französische Tragödien von Théophile de Biau, Jean Pujet de la Serre und Pradon, die den durch Ovids Metamorphosen zuerst gegebenen Stoff dramatisierten. Das achtzehnte Jahrhundert war reich an musikalischen Stücken über Pyramus und Thisbe. In München wurde 1769 eine italienische Oper *Piramo e Tisbe* mit Musik von Benanzio Rauzzini aufgeführt, und ebenso wurde ihr trauriges Schicksal für Ferrara, Florenz, Venedig, Neapel, Spanien komponiert. Aber kein Land ist reicher an Dramatisierungen der Mythe, komischen und ersten, musikalischen und pantomimischen, als Deutschland. Wir finden im Bulletin du Bibliophile et du Bibliothécaire I, 1901 eine Aufstellung, in der allerdings Andreas Gryphius übergegangen ist, und gleich der älteste Bearbeiter Gabriel Rollenhagen, der Sohn des Dichters des Froschmüselers, in der biographischen Anmerkung mit seinem Vater Georg Rollenhagen verwechselt wird. Das Spiel Gabriel Rollenhagens, das den Titel *Amantes amontes* führt, ist verknüpft „mit einer ausbündigen schönen Tageweisz von Pyramo und Thisbe aus dem Poeten Ovidio.“ Die vierte Auflage ist in Magdeburg 1614 gedruckt; Gabriel Rollenhagen ist 1583 in Magdeburg geboren, und so ist das Stück Anfang des siebzehnten Jahrhunderts entstanden und nicht schon im sechzehnten, wie Mr. Emile Picot im Bulletin du Bibliophile annimmt. Dann wird 1694 in Hamburg eine Oper, Text vom Ratsherrn Schröder, Musik von Kuffer aufgeführt; wir finden 1780 ein Trauerspiel von Ludwig Zehnmark, ein anonymes Münchner Melodram von 1785, ein dramatisches Sprichwort von Mauwillon gleichfalls 1785, ein musikalisches Duodrama von Bertrand, Halle 1787, ein Singpiel von Beda Mayr, Donaunörth 1787, und um auf die neuste Zeit überzuspringen — die Liste ist gewiß nicht vollständig —, 1872 in Frankfurt a. M. eine Oper von Ludwig Gellert. Soviel von der komischen, tragischen und musikalischen Behandlung; nun zur moralischen.

Um 1484 war in französischer Sprache, 1509 erst in der ursprünglichen lateinischen Niederschrift — die lateinische seltne Ausgabe liegt mir vor — ein Buch im Druck erschienen, das schon vor fast zweihundert Jahren geschrieben war und jetzt doch noch großen Eindruck machte: *Metamorphosis Ovidiana moraliter a magistro Thoma Walley Anglico de professione predicatorum sub Sanctissimo Patre Dominico explanata*. Thomas Walley ist identisch mit Thomas Joye oder Joyce, auch Thomas Anglicus genannt, Dominikaner und Kardinal, gestorben 1310. Dieser gelehrte Engländer, der zahlreiche Schriften verfaßt hat, versuchte Ovids Metamorphosen in moralischem und christlichem Sinn auszulegen. Und da heißt es fol. XXX von Pyramus und Thisbe: „Diese Geschichte kann allegorisch auf die Passion und Fleischwerdung Christi gedeutet werden. Pyramus ist der Sohn Gottes und Thisbe die menschliche Seele, die sich beide von Anfang an gar wunderbar liebten und

sich aus Mitleid und Liebe zu vereinigen beschlossen. Aber so sehr sie benachbart sind, d. h. von gleicher Natur, denn der Mensch ist im Ebenbilde Gottes gemacht, so giebt es doch eine Wand, die sie trennt: das will sagen, daß Adams Sünde sie an dem Zusammenkommen hindert. Nichtsdestoweniger kamen sie durch die Propheten zum Verständnis miteinander und versprachen sich, in Folge der gebenedeiten Fleischwerdung unter dem Baume, der dem Kreuz entspricht, bei der Quelle des heiligen Sakraments der Taufe und der Gnade zusammenzutreffen. So ist denn geschehen, daß die Jungfrau — will sagen die Seele — nicht zu der Quelle der Gnade gelangen konnte, um des Löwen, d. h. des Teufels willen, wenn nicht zuerst ihr Freund Pyramus — das ist Jesus Christ, der Sohn Gottes — heimlich dahin gekommen wäre und sie erwartet hätte, wie Habakuk I, 2, 3 sagt: Si moram fecerit expecta eum, quia veniens veniet et non tardabit. (Wenn es verzieht, so harre seiner; denn es kommt gewiß und bleibt nicht aus.) Und nach der Verständigung kam ja Jesus zu uns und endlich unter den Maulbeerbaum, d. h. das Kreuz; nach der Art Thisbens, d. h. der Seele, setzte er sich dem Tode aus, sodaß sich das Kreuz mit ewigem Blute färbte und seine Farbe, die früher weiß war, verdunkelte. Daraufhin muß sich Thisbe, d. h. die menschliche Seele, aus Mitleid mit der gebenedeiten Passion mit dem Schwert durchbohren und geistig dieselbe Qual erdulden. Auch können wir in Thisben die glorreiche Jungfrau Maria sehen, die in Folge der Fleischwerdung Gottes Sohn gebar. Und dann hat sie sich aus Mitleid selbst mit dem Schwert durchbohrt, wie Lukas sagt: Tuam ipsius animam pertransivit gladius (durch deine eigne Seele drang das Schwert).

Wir können auf die andern moralisch-christlichen Erklärungen der in Davids Metamorphosen besungenen Mythen nicht eingehn, z. B. ist ein andermal Herkules Jesus, der Sohn Gottes, und Cacus der Teufel. Fast wörtlich findet sich jedoch diese christliche Deutung des Märchens von Pyramus und Thisbe in der jetzt von Emile Picot in dem genannten Bulletin du Bibliophile veröffentlichten Moralité nouvelle recreative et profitable à quatre personnaige c'est à savoir: Pyramus, Thisbe, Le Bergier, La Bergière. Am Schluß dieser Moralität erklärt der Schäfer mit denen des englischen Cardinals Walleys fast identischen Worten das Schicksal der beiden Liebenden, was ihm das Lob der Schäferin einträgt: Vrayement, vous l'avez très-bien exposé. Diese Moralité, die Picot als höchst seltenen Druck in der Dresdner Bibliothek entdeckt hat, stammt um 1535 aus einer Offizin von Angers; sie hat aber erstaunliche Ähnlichkeiten mit einer um 1530 in Holland verfaßten Moralität, in der Matthijs de Casteleyn, Priester zu Bameele, gleichfalls Pyramus und Thisbe auftreten läßt und im christlichen Sinn erklärt. Sicher ist nicht nachzuweisen, ob beide dieselben Quellen benützt haben, oder ob der Holländer den längere Zeit vor dem Druck niedergeschriebnen Franzosen benützt hat. Diese moralisch-christlichen Handlungen sind die ältesten bekannten Dramen von den unglücklichen Liebenden Pyramus und Thisbe, die uns durch Shakespeare namentlich als komische Personen bekannt sind.

m.

Notiz. Den Bemerkungen über die Schrift Eugen Petersens, Vom alten Rom, die wir in Nummer 18 der Grenzboten kurz angezeigt haben, hat die erste Auflage vom Jahre 1898 zu Grunde gelegen. Sie war eigentümlicherweise dem Verfasser der Besprechung von seinem Buchhändler zu einer Zeit geliefert worden, wo die zweite von 1900 schon längst erschienen war, und ebenso eigentümlicherweise steht die neue Auflage nicht im Hinrichsschen Bücherkatalog. In dieser zweiten sind nun die auffallenden stilistischen Mängel, die an der ersten Auflage gerügt werden mußten, beseitigt worden, sodaß sich diese ungleich besser liest als die erste, und dies konstatieren wir hier sehr gern. Sachlich ist natürlich im einzelnen manches nachgetragen, auch der vorzügliche Bilderschmuck ist um einige Stücke vermehrt,

und die einzelne Abbildung ist überall an die Stelle gerückt worden, wohin sie dem Texte nach gehört. Hoffentlich geben rasch aufeinander folgende Auflagen dem verdienten Verfasser Gelegenheit, die sich immer mehr häufenden Entdeckungen auf diesem unererschöpflichen Boden auch immer wieder möglichst schnell seinen Lesern vorzuführen.

Litteratur

Studien über Heinrich Kaufringer von Karl Euling. Germanistische Abhandlungen, begründet von Karl Weinhold, herausgegeben von F. Vogt. XVIII. Heft. Breslau, Marcus, 1900. X und 126 S.

Der Name Heinrich Kaufringers, eines bayrischen Dichters aus der Wende des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, wird wohl nur wenig Lesern der Grenzboten bekannt sein, denn erst der Verfasser der vorliegenden Studien hat ihn durch die Herausgabe seiner Gedichte (1888) an das Tageslicht gebracht. Weder die Litteraturgeschichten Wackernagels, Robersteins oder Scherer's, geschweige denn die populären Werke Wilmar's oder Königs geben über ihn Auskunft. Kaufringer ist ein Nachzügler der novellistischen Epik und der Didaktik des dreizehnten und des vierzehnten Jahrhunderts, der aber wegen seines ausgeprägt vollstimmlichen Charakters für die Geschichte des litterarischen Geschmacks sowie für unsere Kenntnis der bäurischen Kultur und besonders der litterarischen Nahrung der untern Stände in der Zeit des ausgehenden Mittelalters von Bedeutung ist. In seinen Gedichten kommt der Haß gegen Pfaffen, Ritter und Herren, wie ihn der gedrückte kleine Mann hegt, zum Ausdruck. Das Grenzland zwischen dem Südoften und dem Südwesten Deutschlands, wo sich ein Jahrhundert später der verhaltne Anmut der Bauern in blutiger Empörung Luft machte, ist seine Heimat, und wie sich in seinen Gedichten die Form Konrads von Würzburg und des Zeichners vereinigt findet, so vermittelt er andererseits auch zwischen der Dichtung und der Kultur dieser beiden Gebiete. Sehr beachtenswert sind die Ausführungen, mit denen sich der Verfasser gegen die einseitige Betrachtung wendet, die in dem geistigen Gehalte der Litteraturzeugnisse dieser Zeit „vorwiegend das Ergebnis eines Zeretzungsprozesses“ sieht und bei der Beurteilung „bewußt oder unbewußt den Maßstab des dreizehnten Jahrhunderts oder der Renaissance“ anlegt. Vom Standpunkt der Gesamtentwicklung, wird mit Recht bemerkt, sei das einzelne Jahrhundert zu beurteilen, und anstatt des Abdorrens der ausgelebten alten Triebe müsse man die Keime neuen Lebens verfolgen. So bezeichnet denn auch der derbe Naturalismus dieser aristophanischen Jahrhunderte, in deren litterarischen Erzeugnissen der Ursprünglichkeit und Frische ein durchgängiger Mangel an erfolgreicher Gestaltung entspricht, einen Fortschritt gegenüber dem Konventionalismus der höflich-ritterlichen Standeslitteratur. „Ein neues Bildungsideal wird geahnt, in dem Volkstum und fremde Bildung in höherer Weise miteinander verschmelzen sollten. Die mit der beginnenden Herausbildung der Individualität verbundene Verinnerlichung des Beobachtens schafft Typen und Charaktere: es sind die Anfänge der modernen deutschen Kultur.“ Zur Erkenntnis dieser Entwicklung wollen Eulings Studien auch beitragen und in die sonst wenig hervortretende Litteratur des gewöhnlichen Volkes einen Einblick gewähren. Sein Hauptziel aber sieht der Verfasser in der Abschätzung von Kaufringers individuellen Leistungen, zu der er durch die Betrachtung der poetischen Technik und die Prüfung der Quellen gelangt; das interessante Schlußkapitel (S. 98—120) giebt eine Charakteristik des Dichters, dessen Technik auch auf Hans Sachsens Kunst nicht ohne Einfluß gewesen ist.